

KiWi

LENZ KOPPELSTÄTTER

DAS DUNKLE DORF

EIN FALL FÜR
COMMISSARIO
GRAUNER

EIN KRIMI
AUS
SÜDTIROL

Lenz Koppelstätter

Das dunkle Dorf

Ein Fall für Commissario Grauner



Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

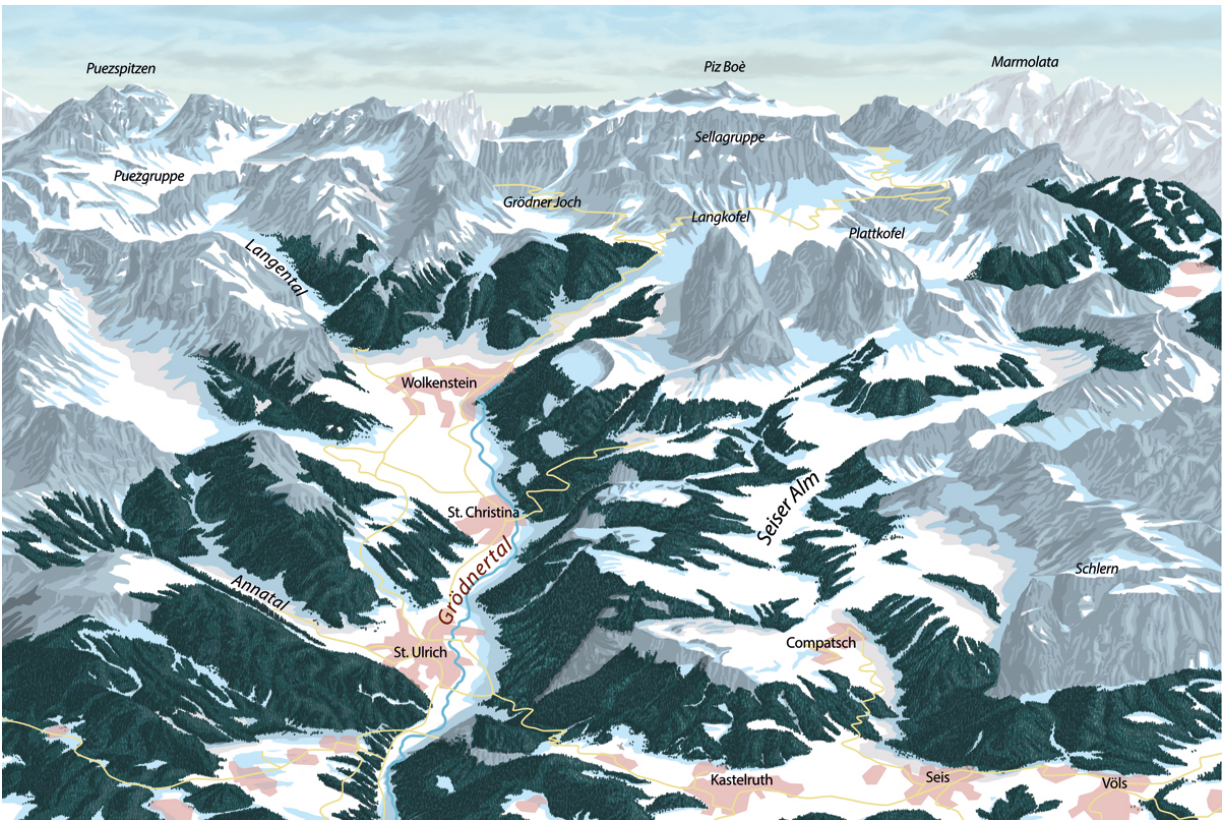
[Inhaltsverzeichnis](#)

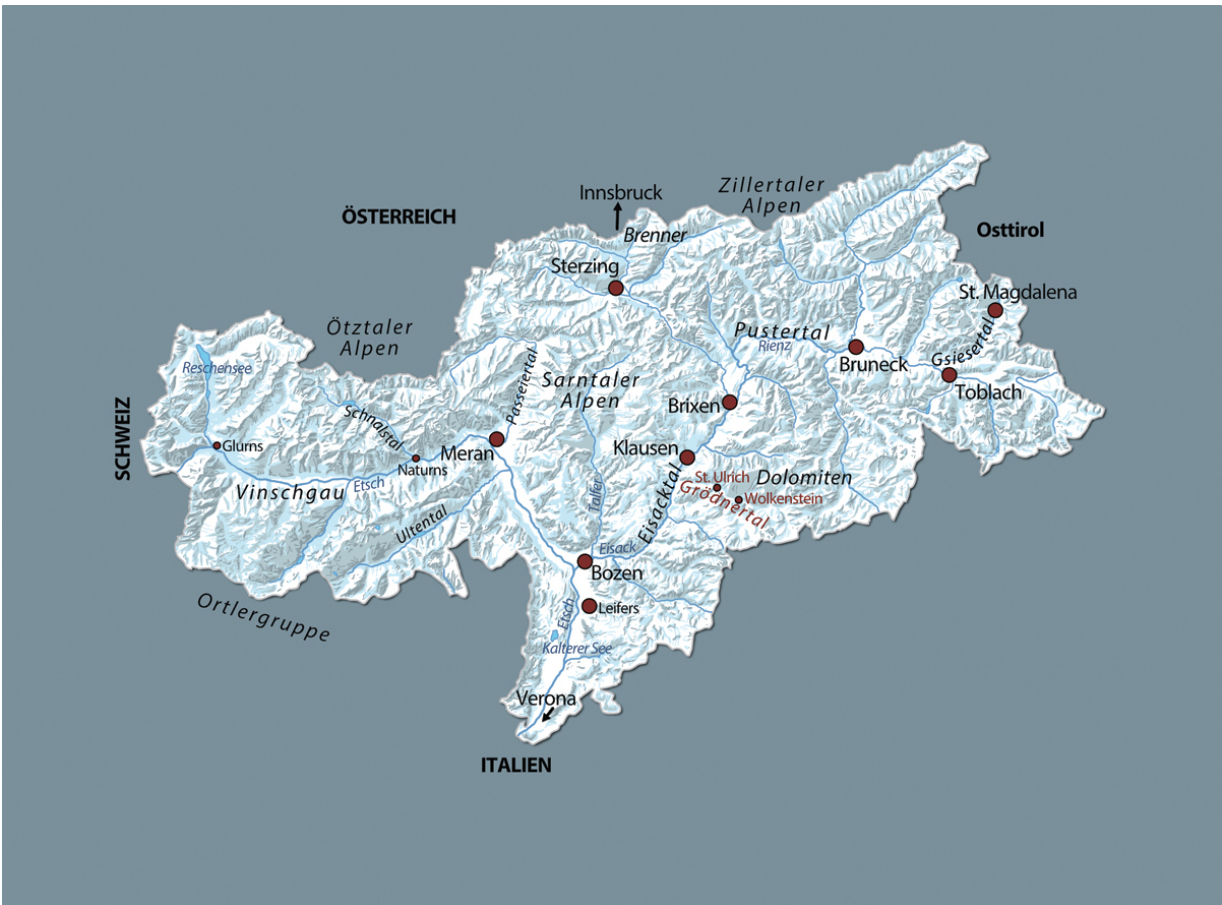
[Über Lenz Koppelstätter](#)

[Über dieses Buch](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)





Hinweis für E-Reader-Leserinnen und Leser

Wenn Sie sich die Karte in Farbe und zoombar ansehen möchten, dann geben Sie bitte die folgende Internetadresse im Browser Ihres Computers oder Smartphones ein:

www.kiwi-verlag.de/magazin/extras/die-karten-zu-das-dunkle-dorf

Hinweis für Leserinnen und Leser auf dem Smartphone/Tablet oder am Computer

Sie möchten sich die Karte zoombar anschauen? Dann tippen bzw. klicken Sie bitte auf die Abbildung. Es öffnet sich ein neues Fenster mit der entsprechenden Website-Ansicht.

Inhaltsverzeichnis

Hinweis

Prolog

16. Januar

- 1. Kapitel
- 2. Kapitel
- 3. Kapitel
- 4. Kapitel
- 5. Kapitel
- 6. Kapitel
- 7. Kapitel
- 8. Kapitel
- 9. Kapitel
- 10. Kapitel
- 11. Kapitel
- 12. Kapitel
- 13. Kapitel
- 14. Kapitel
- 15. Kapitel

17. Januar

- 1. Kapitel

- 2. Kapitel
- 3. Kapitel
- 4. Kapitel
- 5. Kapitel
- 6. Kapitel
- 7. Kapitel
- 8. Kapitel
- 9. Kapitel
- 10. Kapitel
- 11. Kapitel
- 12. Kapitel
- 13. Kapitel
- 14. Kapitel
- 15. Kapitel
- 16. Kapitel
- 17. Kapitel
- 18. Kapitel
- 19. Kapitel
- 20. Kapitel
- 21. Kapitel
- 22. Kapitel
- 23. Kapitel

18. Januar

1. Kapitel
2. Kapitel
3. Kapitel
4. Kapitel
5. Kapitel
6. Kapitel
7. Kapitel
8. Kapitel
9. Kapitel
10. Kapitel
11. Kapitel
12. Kapitel
13. Kapitel
14. Kapitel
15. Kapitel
16. Kapitel
17. Kapitel
18. Kapitel
19. Kapitel
20. Kapitel
21. Kapitel
22. Kapitel
23. Kapitel

19. Januar

- 1. Kapitel
- 2. Kapitel
- 3. Kapitel
- 4. Kapitel

Epilog

Danke

Leseprobe »Bei den Tannen«

Personen und Handlungen dieses Romans sind frei erfunden – die Mafia nicht. Ist es ruhig um sie, ist sie stark. Sind wir laut, wird sie schwach.

In Bezug auf Ortsbeschreibungen nimmt sich das Buch Freiheiten heraus.

Inhaltsverzeichnis

Prolog

Über jene, über die das Dorf am wenigsten weiß, redet es am meisten. Über jene, die kaum unter die Leute gehen, nicht ins Gasthaus, nicht in die Messe, jene, die keinem Verein angehören, auch nicht der Feuerwehr oder der Musikkapelle, jene, die nicht auf den Fußballplatz kommen oder auf die Skipiste, auch nicht in den Kegelklub, jene, die an der Theke nie einen ausgeben, sich nie einen ausgeben lassen. Wer nicht »ratscht«, wie die Südtiroler sagen, wenn sie plaudern, plappern, intrigieren, über den wird geratscht, geplaudert, geplappert, gegen den wird intrigiert.

Das ist heute so und so war es schon immer. Warum? Weil im Dorf jeder alles über jeden weiß, wissen will, wissen soll, wissen muss, weil ein Dorf nur so funktioniert, nur so funktionieren kann. Im Guten wie im Schlechten. Wer nichts weiß, bleibt außen vor. Wer nichts preisgibt, ebenso. Weiß ich nichts über dich, dann heißt das, ich interessiere mich nicht für dich. Du bist mir egal. Nichts wissen zu wollen ist ein Affront.

Man hat zu wissen, wie es dem Nachbarn geht, damit man ihm, wenn es ihm gut geht, gratulieren kann. Auch wenn ihm sein Glück viele, die an der Theke sitzen, heimlich neiden. Geht es dem Nachbarn schlecht, hat man sein innigstes Beileid auszudrücken. Auch wenn viele, die an der Theke sitzen, sich heimlich zuprosten, weil er bald bankrott sein wird, der Nachbar. Weil er sich verspekuliert hat, weil er das Stück Grund wird verkaufen müssen, das viele so gerne hätten, weil dort die Wiesen besonders saftig blühen, die Bäume des Waldes besonders kräftig sind.

Wer nicht redet, sich nicht blicken lässt, gehört nicht dazu, wird nie dazugehören. Sei ein Teil des Dorfes. Dann geht es dir gut. Bist du es nicht, hast du es schwer. Das besagt das Gesetz des Dorfes, es gilt in allen Dörfern, in Südtirol, in den Alpen, in Italien, wahrscheinlich auf der

ganzen Welt, im tiefsten Dschungel, an den Ufern des Amazonas und auf den Gipfeln des Himalaja. Das Gesetz des Dorfes steht nirgendwo geschrieben, aber jeder kennt es.



Sein Nachbar, Cecconi, dieser Mann mit dem seltsam starren Gesicht, war ihm lange ein Rätsel gewesen. Nichts hatte er anfangs über ihn gewusst. Gar nichts. Das hatte ihn fuchsteufelswild gemacht, den Hinteregger Hans-Peter. So etwas hatte es noch nie gegeben. Bis dieser Mann mit seiner Ehefrau und seiner kleinen Tochter in das Haus nebenan gezogen war. Es hatte Wochen gedauert, bis sie das erste Mal miteinander gesprochen hatten.

Paolo Cecconi öffnete die Haustür, trat hinaus und blieb wie erstarrt stehen. All das konnte Hinteregger beobachten, weil er vom Wohnzimmerfenster aus, hinter der Gardine versteckt, die beste Sicht auf das Nachbarhaus und den Garten davor hatte. Er filmte das Geschehen mit der kleinen Handkamera, die ihm vor ein paar Stunden in die Hand gedrückt worden war.

Ja, er hatte gleich einen Narren an den Cecconis gefressen, an dieser ihm so mysteriös erscheinenden Familie. Nein, es hatte ihm keine Ruhe gelassen, dass er nichts gewusst hatte über sie. Er, der doch von allen alles wusste.

Vom Spritzbacher Sepp wusste er, dass der seine Frau, die geborene Santner Elma, grün und blau schlug, wenn er mit Schnaps in den Adern nach Hause kam. Immer in den Bauch schlug er sie, nie ins Gesicht, immer ins Gedärm, damit es niemand sah. Deshalb, so war sich der Witwer Hinteregger sicher, konnten sie auch keine Kinder kriegen, der Sepp und seine Elma.

Vom Pfaffstaller Rudolph wusste er, dass der sein Erbe im Casino in Salzburg verspielt hatte. Alles. Den Hof, die Viecher, die siebenunddreißig Kühe, die zwei Dutzend Schweine, die Hühner, auch die drei Traktoren. Einem Geschäftsmann aus Mailand gehörte der Hof nun, der wollte ein Hotel daraus machen, Luxusurlaub auf dem Bauernhof für gestresste Großstadtidioten.

Dass die Frau vom Voltinger Karl, die Serafine, immer donnerstags am späten Nachmittag im Wald spazieren ging, das wusste der Hinteregger auch. Spazieren. Pah! Feuerwehrmann Hinteregger, der früher auch Jäger gewesen war, hatte herausgefunden, dass die Serafine gerne abseits der Wege wandelte. Er hatte es mehrmals beobachtet, dieses Luder, das sich mit dem ledigen und zehn Jahre jüngeren Berghofer Stefan aus dem Nachbardorf traf. Er hatte gesehen, dass die beiden im Wald herumtollten, lachend, sich küssend, sich im Moos wälzten, sich auszogen, Haschisch rauchten, stöhnten, jauchzten, sich vergnügten.

Ja, das alles wusste Hinteregger, der sonntags dem Herrn Pfarrer bei der Predigt half, weil der Herr Pfarrer ja seit ein paar Jahren so sehr zitterte, dass er den gesegneten Wein verschüttete und die Oblaten zerbrach, sodass der Leib Christi zerbröselte auf den kalten Kirchenboden fiel.

Alles wusste er, Hinteregger, der dreimal am Tag betete, und sollte es tatsächlich etwas geben, das er nicht wusste, dann wusste es niemand. Und was niemand wusste, existierte nicht. Er hielt die kleine Handkamera näher ans Fenster, filmte weiter den Garten des Nachbarn. Flüsterte: »Es stimmt also, es ist wahr, es ist alles wahr. Oh Gott, unser Dorf, unser dunkles Dorf, es ist verloren.«

Cecconi stieg die Treppenstufen vor der Haustür hinunter, er schaute ungläubig die drei Gestalten an, die an seinem Gartenzaun standen. Zwei von ihnen trugen Motorradhelme und schwarze Ledermonturen, der

dritte einen dicken Pullover, er hatte sich eine Wollmütze tief ins Gesicht gezogen. Der Mann mit der Mütze deutete aufs Haus, stolperte drei Schritte rückwärts. Verharrte. Die beiden anderen öffneten die Gartentür.

Schnee lag auf den Wiesen und den umzäunten Beeten, in denen sommers die Salatköpfe, Tomaten, Gurken und Radieschen reiften. Der Schnee fiel früh, hier am Berghang weit über dem Dorf, hier, wo Hinteregger schon seit seiner Kindheit wohnte und viele Sommer und Winter hatte kommen und gehen sehen. Hier, wo sein Vater gestorben, seine Mutter ums Leben gekommen und vor bald fünfzehn Jahren seine Frau vom Krebs dahingerafft worden war. Hier, wo er ganz allein gewesen war, nachdem seine Schwester ins Engadin ausgewandert war und wo es lange keine Nachbarn gegeben hatte, weil der alte Nachbarsbauer vor Jahren schon weggegangen war, runter ins Dorf, weil sich die Bauernarbeit hier oben nicht mehr gelohnt hatte.

Runtergehen, jeden Tag, arbeiten, ratschen, wieder hochkommen, ja. Aber runterziehen, unten leben, nein, das wollte Hinteregger nicht. Hier oben gehörte er hin. Er hatte sich an die Einsamkeit gewöhnt. Doch dann, vor sechs Jahren, kamen die neuen, schweigsamen Nachbarn, die Cecconis.

Cecconi hob die Hand, zum Gruß, dachte Hinteregger, dann bemerkte er, dass die Bewegung eine abwehrende war. Dumpf, durch die dünnen Scheiben der alten Bauernhausfenster hindurch, hörte er seine Stimme. Flehend. Schreiend. »*No, no, vi prego, dio, o dio, no!*«

Dann vernahm Hinteregger, der das Dorfmuseum in Schuss hielt und das Dorfblatt mit blumigen Artikeln bestückte, ein Geräusch, das er noch nie zuvor vernommen hatte: eine Art Floppen, so als ob Tennisbälle auf einen gespannten Schläger trafen.

Flopp, flopp. Und etwas später noch einmal: *Flopp.*

Die beiden Gestalten in Motorradkluft waren auf Cecconi zugegangen, wortlos, entschlossen, sie hatten beide den rechten Arm gehoben, je eine Pistole mit Schalldämpfer in der Hand, abgedrückt, sich dann über den wortlos in sich zusammensackenden Mann gebeugt. Der eine hatte noch einmal die Hand nach vorne gestreckt, erneut abgedrückt. Cecconis Schädel war geplatzt.

Aus dem Haus waren Schreie zu hören. Marta, Cecconis Frau. Caterina, die Tochter.

Die beiden Killer liefen auf die Haustür zu, langsam, als gingen sie spazieren. Sie traten ein. Der Mann mit der Mütze hingegen blieb wie erstarrt vor Cecconis Leiche stehen.

Hinteregger hörte die Schreie noch einige Sekunden lang, dann verstummten sie.

Die beiden kamen wieder aus dem Haus, so langsam wie zuvor, sie gingen auf den Mann mit der Mütze zu, hoben die Pistolen erneut. Der Mann sank auf die Knie, er riss sich die Mütze vom Kopf, Hinteregger erkannte ihn, ja, es war alles wahr, es stimmte alles. Der Mann schrie schluchzend.

»Nein, nein, ich habe euch zu ihm gebracht, nein, oh Gott, nein, ihr habt mir versprochen ...«

Flopp. Flopp.

Dann sank der Getroffene neben Cecconi ins Beet.

Stille.

Einer der beiden Killer nahm den Helm ab, der Kopf einer jungen blonden Frau kam zum Vorschein.

»Es ist alles wahr, es ist alles wahr«, wimmerte Hinteregger hinter der Wohnzimmerglasscheibe.

Die junge Frau spuckte auf die beiden Toten.

Hinteregger wusste nicht, wie lange er so dagesessen hatte. Die Hände vor dem Gesicht, so als ob Hände löschen könnten, vergessen machen könnten, was die Augen gesehen hatten. Irgendwann ließ er sie sinken. Als ein wenig Kraft in ihn zurückkehrte, flüsterte er ein Gebet.

Vater unser im Himmel ...

Doch er schaffte es nicht, zu beten. Zu sehr tanzten seine Gedanken.

»Es stimmt, es stimmt alles ...«, stammelte er. »Ich ... unser Dorf ist verloren.«

Er schaute auf die kleine Kamera, die neben ihm lag, dann zur Tür. Würden sie auch zu ihm kommen? Eigenartigerweise überkam ihn ein Gefühl der Leichtigkeit bei dem Gedanken. Es würde schnell gehen, er hatte es ja gesehen. *Flopp. Flopp. Flopp.* Und Tod.

Sie kamen nicht. Er versuchte erneut, zu beten. Es gelang, irgendwie. Dann entschloss er sich, zu warten, bis es dunkel wurde, schließlich würde er tun, was getan werden musste. Was ein Christenmensch tun musste. Und dann würde er verschwinden.

16. Januar

1

»Versprich es mir!«, sagte Saltapepe und schaute Tappeiner tief in die Augen. Er hatte der Kollegin noch nie so tief in die Augen geschaut. Dabei war er gut darin, Frauen tief in die Augen zu schauen. Davon war er überzeugt. Er hatte bestimmt schon Tausenden Frauen tief in die Augen geschaut, noch nie war er es gewesen, der den Blick zuerst hatte senken müssen, der zuerst mit einem verschmitzten Lächeln hatte wegsehen müssen. Sein Trick: Er dachte an etwas ganz anderes, an die Aufstellung des letzten Spiels von Napoli. An die schönsten zehn Tore, die Diego Armando Maradona bei Napoli geschossen hatte. An die schönsten Hymnen, welche die Napoli-Tifosi zu Ehren ihres Vereins sangen.

Staje luntana da stu core, a te volo cu 'o penziero, niente voglio e niente spero, ca tenè a tte sempe a ffianco a me! Si' sicura 'e chist'ammore, comm'i so' sicuro 'e te ...

Meistens war alles möglich, wenn Saltapepe einer Frau in die Augen schaute. Aber darum ging es jetzt bei Tappeiner ja nun wirklich nicht.

»Versprich mir, dass Grauner von alldem nichts erfährt, ja?«

Sie nickte, senkte den Blick. Saltapepe wandte sich ab und blickte den weißen Hang hinab, auf die präparierte, eisige Piste. Er schaute auf seine Knie, die schlotternd in viel zu weiten hellroten Hosen steckten, und dann auf seine Skier, mit denen er nun diesen Hang hinunterfahren sollte.

Er kam sich vor wie ein Kleinkind, das an einem Marathon teilnehmen sollte, kurz nachdem es die ersten Schritte gewagt hatte. Seine Beine machten nicht das, was er wollte, sie verhielten sich so, als wären sie fremdgesteuert. Er konnte sich das nicht erklären. Er! Ehemaliger Polizist einer Antimafia-Sondereinheit. Er! Sportlicher Typ. Mr. Cool. Warum, um Gottes willen, machte er sich hier so zum Affen?

Er straffte die Schultern. Ja, das musste jetzt sein. Er hatte es sich fest vorgenommen. Für das neue Jahr. Er, Claudio Saltapepe, ein Sohn Neapels, des Golfes, des Meeres, er, für den alles außer Fußball eigentlich kein richtiger Sport war, für den Berge nutzlose Gebilde waren, wollte Skifahren lernen. Er hatte es sich geschworen, unterm Weihnachtsbaum und dann noch ein zweites Mal beim Anstoßen um Mitternacht an Silvester.

Er war über die Weihnachtstage zu seiner Mutter gefahren, er war mit ihr durch die Stadt spaziert, er hatte mit ihr das Grab des Vaters und des Bruders besucht. Er hatte sich von ihr bekochen lassen, sie hatte so gut gekocht, dass ihm die Freudentränen gekommen waren. Penne all'arrabbiata. Pasta con le melanzane. Pasta con le zucchini e ai gamberi. Die Conchiglie waren selbst gemacht, der frische Knoblauch kam aus dem Hinterland Neapels, das Olivenöl von den Hügeln des Aspromonte, der Peperoncino aus Messina.

Wann er denn endlich zurückkommen werde, fragte ihn seine Mutter am zweiten Weihnachtstag nach einigen Limoncelli. So direkt hatte sie ihn das noch nie gefragt. Er sah die Tränen in ihren Augen. Er wandte sich zum Fenster. Die Lichter der Stadt waren blass, der weiße Mond leuchtete über den Dächern.

Er wisse nicht, ob und wann er zurückkommen könne, zurückkommen dürfe, sagte er schließlich. Er versuchte sogleich, wie schon so oft, sie zu überreden, ihn doch einmal in Südtirol besuchen zu kommen. Sie schüttelte nur den Kopf, trotzig. Er verstand die Reaktion. Ihn da oben zu

besuchen, das wäre ja ein Eingeständnis, damit würde sie akzeptieren, dass er weg war. Für eine lange Zeit. Vielleicht für immer.

Sie hatte ihn fest gedrückt. Sie hatte ihm gesagt, ihm befohlen, dass er versuchen solle, glücklich zu werden, in dieser fremden Stadt da oben, in dieser fremden Region, die sie sich immer noch nicht so recht vorstellen könne. Wie konnten Menschen bloß in dunklen Tälern zwischen eisigen Bergen wohnen. So weit weg vom Meer.

Glücklich werden. Pah, Mamma, wenn das so einfach wäre. Doch er wollte es versuchen, er hatte es ihr versprochen. Der erste Schritt war, sich auf das Leben in Südtirol einzulassen. Voll und ganz. Und dazu gehörte hier oben nun mal, diese bedrohlichen Berge zu besteigen und ihre Hänge zu befahren. Er, Claudio Saltapepe, Poliziotto aus Neapel, wollte Skifahrer werden. Er hatte schnell verstanden, dass die coolsten Jungs in den Bergen die Skifahrer waren. Der Skifahrer war der Bademeister der Alpen.

Wollte er endlich die Frau seines Lebens finden – und das, so war er überzeugt, war die zweitwichtigste Voraussetzung, um glücklich zu werden –, hatte er als Skifahrer die besten Chancen. Gut Ski fahren zu können war hier, wie gut tanzen zu können. Frauen liebten Tänzer. Er wollte ein Schneetänzer werden. Doch bis es so weit war, wollte er sich keine Blöße geben. Vor niemandem, am allerwenigsten vor Grauner. Er konnte sich das Gesicht des Commissario vorstellen, sollte er ihn jemals so sehen. Das belustigte Lächeln. Saltapepe? Skifahren? Da fahren ja meine Kühe besser ...

»Kein Wort zu Grauner, ja?«

Silvia Tappeiner, Grauners Assistentin, nickte. Er zählte in Gedanken bis drei, ging in die Knie, so, wie sie es ihm am Morgen gezeigt hatte. Er spürte, wie der Schnee die Skier losließ, wie sie sich bewegten. Er verlor das Gleichgewicht, er kämpfte dagegen an, er versuchte, den Oberkörper und die Schienbeine nach vorne zu bringen. Die Skier nahmen an Fahrt

auf, Saltapepes Hirn verstand, was nun zu tun war, es gab Befehle an den restlichen Körper weiter: Stockeinsatz, Kurve nach rechts.

Der Körper reagierte nicht. Kurz fühlte der Ispettore sich wie ein Astronaut, der Schwerkraft entkommen, er sah den wolkenlos blauen Himmel, die schneebehangenen Tannen, dann nur noch weiß, kurz darauf krachte er mit dem Rücken auf die eisige Piste. Er krümmte sich, er war sich sicher, mehrere Knochen waren zertrümmert, wahrscheinlich war die Wirbelsäule entzweigebrochen, das war es jetzt wohl, Skiambitionen im Arsch, Karriere im Arsch, ganzes Leben im Arsch, Rollstuhl, wenn es gut lief, Flüssignahrung aus dem Strohhalm, wenn es schlecht lief.

Er rutschte immer schneller, er sah einen seiner Skier über ihn hinwegfliegen. Gut, dachte er, noch schlimmer. Kein Rollstuhl, kein Strohhalm, gar nichts mehr. Tod. Er schloss die Augen. Wollte es einfach geschehen lassen. Dann stoppte er plötzlich wie durch Gottes Hand. Er spürte, wie Schnee ihm in die Handschuhe, in den Kragen, in die Nasenlöcher kroch. Kalter, kitzelnder Pulverschnee.

Er vernahm ein leises Rauschen, dann eine Melodie. Wie aus einer anderen Welt, sie wurde immer lauter. Sein Handy klingelte. Doch er wagte es nicht, sich zu bewegen.

»Claudio, alles gut?«

Er spürte ein Ziehen an der Windjacke.

Silvia.

Was sollte die blöde Frage.

Er versuchte, zu antworten, aber kaum öffnete er den Mund, füllte dieser sich mit Schnee.

»Claudio, dein Handy.«

Er versuchte, sich zu drehen, keine Chance.

»Wo hast du es?«

»Nnn dr Jjknntasch.«

»Was?«

»Ndddsch.«

Er spürte ihre Hände, die an ihm zerrten. Er war sich sicher, noch nie in seinem Leben so unromantisch von einer Frau berührt worden zu sein. Er nahm alle Kraft zusammen, drehte sich um, öffnete die Augen, die Wangen brannten, der Schnee klebte an den Wimpern, er sah die Welt wie durch dickes Milchglas. Er sah, dass sie sein Handy in der Hand hielt.

»Ja?«

Er stemmte sich hoch.

»Nein, Grauner. Ich bin's, Silvia.«

Er versuchte, aufzustehen.

»Claudio? Nein, der ... nein, ich probiere grad, dem das Skifahren ...«

Er beschloss, ihr diesen Verrat nie zu verzeihen, nie wieder mit ihr zu reden.

»Nein, der ist ein hoffnungsloser Fall.«

Sie grinste, zwinkerte ihm zu. Dann versteinerte sich ihre Miene.

»Ein Toter? In Wolkenstein?«

Plötzlich war aller Schmerz vergessen. Saltapepe hielt den Atem an.

»Wir kommen sofort.«

Grauner legte auf. Ging aus dem Stall auf den Hof, lief zum Haus hinüber. Es schwirrten zu viele Dinge in seinem Kopf herum, um sich jetzt auch noch darüber Gedanken zu machen, warum seine Assistentin Silvia Tappeiner und sein Kollege Ispettore Claudio Saltapepe gemeinsam Ski fahren.

Ein Toter in Wolkenstein. Er rief nach Alba. Das Bauernhaus hoch über dem Eisacktal war groß und verwinkelt, Alba hatte ihm schon vor Jahren nahegelegt, er solle sie doch anrufen, wenn er sie nicht finde, sie habe das Handy immer bei sich. Aber er weigerte sich. Das Rufen hatte sich bewährt. So machte man es in allen großen verwinkelten Bauernhäusern Südtirols. So hatte man es immer schon gemacht. So hatte schon sein Vater seine Mutter in den Stall gerufen, wenn eine Kuh kalbte. So rief auch Alba ihn, wenn die Knödel fertig waren.

Ein Toter. In Wolkenstein. Im Grödnertal. Jetzt in der Hochsaison. Jetzt, wo die Reichen und Schönen aus aller Welt in dem teuersten und exklusivsten Tal Südtirols weilten.

Er konnte sich schon vorstellen, was da jetzt los war. Da, wo die Reichen und Schönen waren, wo es glitzerte und funkelte, wimmelte es auch von Boulevardjournalisten. Und jetzt, im Januar, glitzerte und funkelte es ganz besonders in Gröden, jetzt schäumte da der Champagner, die Geldscheine saßen locker.

Grauner hatte nichts gegen Touristen. Wenn sie still, brav und andächtig die Berge hoch- und wieder runterkletterten, ertrug er sie. Wenn sie jedoch laut waren, vulgär und tollpatschig, dann hasste er sie. Gröden! Früher war er da oft Ski gefahren, seiner Tochter Sara hatte er es dort beigebracht. Immer in den Wochen vor Weihnachten, wenn die

Pisten noch nicht so überfüllt waren. Doch keine zehn Kühe hätten ihn nun, Mitte Januar, in das nur durch eine tiefe Schlucht zugängliche Tal im Osten Südtirols bringen können. Aber nun musste er hin. Ein Toter. In einem Hotel. Erschossen. Viel mehr hatte er dem aufgeregten jungen Polizisten am anderen Ende der Telefonleitung nicht entlocken können.

»Alba, wo bist du?«, rief er noch einmal. Lauter.

»Hier!«, schallte es von irgendwoher.

Das Echo warf das Wort in alle Himmelsrichtungen.

»Hier, hier, hier.«

Grauner liebte Alba immer noch wie am ersten Tag, nein, irgendwie – so unwahrscheinlich es sein mochte – liebte er sie von Jahr zu Jahr, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, mit jedem grauen Haar sogar noch mehr.

»Wo hier?«, schrie er erneut.

»Kartoffelkeller.«

Endlich hatte sie es kapiert. Das Navigieren durch Gebrüll verlangte Präzision. Sonst funktionierte es natürlich nicht. »Hier« brachte gar nichts. »Hier, im Keller« wäre aber auch zu wenig gewesen. Das Haus hatte drei Keller. Den Kartoffelkeller, in dem Alba neben dem Gemüse auch ihre unzähligen Marmeladen-Einweckgläser verstaute, den Weinkeller mit den großen Holzfässern und einen Gerätekeller, wo alte Sensen, alte Melkgeräte, alte Fahrräder, alte Traktorteile, eine Werkbank und altes Werkzeug standen.

Er fand Alba zwischen den Regalen, bei der Zwetschgenmarmelade. Sie reihte die Gläser akkurat aneinander. Er beobachtete sie ein paar Sekunden lang, bevor er sich räusperte. Er war sich sicher, würde er nachmessen, würde er keine zwei Gläser finden, die nicht auf den Millimeter genau zwei Zentimeter voneinander entfernt standen. Er war sich sicher, würde er mit der Hand über sämtliche Oberflächen fahren, würde nicht ein Staubkorn an den Fingern kleben bleiben.

»Was ist? Ist ... ist Sara ... ?«

»Nein, immer noch nicht.«

Der Anruf aus der Questura hatte ihn für kurze Zeit vergessen lassen, wie sauer er auf seine Tochter war. In letzter Zeit war sie erstaunlich friedlich gewesen, sie hatten sich endlich wieder gut verstanden. Er hatte gedacht, ihre rebellische Phase wäre überstanden. Für immer. Er hatte auf Alba gehört, sie hatte recht behalten – wie fast immer. Sie hatte ihm gesagt, er solle Sara mehr Freiheiten lassen. Die Zügel lockern. Je mehr er ihr verbiete, desto mehr werde sie rebellieren. Sie könne doch gar nicht anders. Sie sei schließlich in der Pubertät.

Er hatte verständnislos den Kopf geschüttelt. Pubertät, die hatte er nicht durchmachen müssen, als er jung war. Zumindest konnte er sich nicht daran erinnern. Ja, als er sechzehn war, hatte er sich die großen Fragen des Lebens gestellt. Das schon. Was ist das, das Leben? Was soll das? Warum bin ich als Mensch geboren? Und nicht als Kuh? Warum bin ich hier in den Bergen geboren und nicht in einer Stadt? Ist es wirklich meine Bestimmung, Bauer zu sein?

Diese Fragen hatten an ihm genagt, daran erinnerte er sich, im Sommer auf der Alm hatte er oft zum Himmel geschaut und den lieben Gott um Rat gefragt. Der antwortete nicht. Außer manchmal mit Gewittergrollen. Also fragte Grauner die Kühe nach dem Sinn des Lebens. Sie glotzten ihn nur stoisch an, manchmal muhten sie. Da verstand er. Er verstand, dass er die Welt nicht verstehen musste. Dass es reichte, wenn er sich darin zurecht fand, grob das Gute vom Bösen unterscheiden konnte und die ganz großen Fragen einfach unbeantwortet ließ. Mochten andere erforschen, was hinter allem steckte, Grauner beschloss für sich, dass er dieses Wissen nicht brauchte, um glücklich zu sein.

Vor ein paar Jahren, als Sara vierzehn oder fünfzehn war, in der Zeit, als sie Mickey kennengelernt hatte, war sie manchmal tagelang nicht nach

Hause gekommen. Damals hatte sie stets nur kurze SMS-Nachrichten geschrieben, dass sie bei Freunden übernachten werde. Immer wieder war sie betrunken gewesen. Ihre Kleider hatten nach Rauch gerochen. Sie hatten sich heftig gestritten, immer wieder. Auch weil Grauner diesen Mickey anfangs nicht gemocht hatte. Es war ihm nicht gelungen, ihr Vernunft beizubringen. Je mehr er es versucht hatte, desto weiter hatte sie sich von ihm entfernt.

Doch das verstand er erst, als alles besser wurde. Als sie und Mickey sich zu fangen schienen. Als Grauner und Mickey Freunde wurden. Sara und er kamen sich wieder näher. Doch vor zwei Wochen schien alles wieder von vorne loszugehen. Ihre Kommunikation bestand ausschließlich aus kurzen WhatsApp-Nachrichten. Dass sie bei Mickey übernachtete. Dabei hatten sie und Mickey versprochen, sich in Zukunft mehr um die Kühe zu kümmern. Seit drei Tagen hatten Alba und er kein Lebenszeichen mehr empfangen. Sie riefen Sara immer wieder an. Sie hob nicht ab. Meldete sich nicht zurück. Auch Mickey nicht.

»Ich muss weg«, sagte er, während sich Alba wieder den Marmeladen widmete.

»Heute? An einem Sonntag?«

»Es gibt einen Toten.«

Kurz herrschte Stille im Keller, so als ob seine Worte alle anderen Geräusche verdrängt hätten.

Grauner mühte sich die alten, krächzenden Kellertreppen hoch, seine Knie schmerzten. Er spürte, dass er älter wurde. Träger. Immer öfter spürte er das, immer deutlicher. Er trat ins Licht des Wintervormittags hinaus.

Der Flur des dritten Stocks der *Villa Wolkenstein* war mit einem langen, dunkelroten Teppich ausgelegt. Es roch nach einer Mischung aus kaltem Schweiß, Staub und Küche. Die Wände schienen schon eine ganze Weile nicht mehr gestrichen worden zu sein. Sie waren mehr grau als weiß, schimmelgelb an manchen Stellen. In unregelmäßigen Abständen hingen alte Fotografien zwischen den dunklen Holztüren.

Bilder von Wolkenstein, wie es einmal gewesen war. Der Dorfplatz voller Kutschen. Männer, die ausnahmslos Hüte trugen. Ein altes Gasthaus. Holprige Skipisten. Vereiste Dolomitengipfel. Schlepplifte. Posierende Skifahrer.

Grauner hatte eine Ewigkeit für die Strecke gebraucht. Bereits auf der Staatsstraße des Eisacktals war der Verkehr dicht gewesen, vor dem Tunnel in Waidbruck, der ins Grödnertal hineinführte, hatte die Blechlawine stillgestanden.

Er stellte das Blaulicht auf das Dach seines Panda, was er nur ungern und selten machte. Er nahm die Gegenspur. Am Sonntagvormittag, das wusste er, fuhr kaum jemand talauswärts. Sonntags wollte die halbe Welt hinein, in die Berge, auf die Pisten.

Die Schlucht beeindruckte ihn immer wieder. An manchen Stellen schien der moosbedeckte Fels, von dem Schmelzwasser tropfte, über der Fahrbahn zusammenzuwachsen. Mancherorts war es so dunkel, als wäre die Sonne schon untergegangen.

Wenn sich die Schlucht endlich weitete und zum Tal wurde, tat sich vor den Autofahrern ein winterliches Dolomitenpanorama auf. Das helle

Gestein, der glitzernde Schnee. Der hellblaue, wolkenlose Himmel. Ein bisschen zu schön – selbst für Grauners Geschmack. Fast schon kitschig.

Er sah am Ende des Flurs zwei Polizisten vor einer Tür stehen. Sie nickten, reichten ihm ein paar Einwegschuhe aus Plastik, wichen zur Seite, Grauner trat ein. Was er sah, ließ ihn kurz erstarren. Ihm war klar, er würde dieses Bild nie wieder vergessen können. Plötzlich – auch wenn er wusste, es war weder der richtige Ort noch die richtige Zeit dafür – prustete es laut aus ihm heraus. Er konnte gar nicht mehr aufhören zu lachen.

Mit Tränen in den Augen blickte er entschuldigend zu Staatsanwalt Dr. Martino Belli, der weiter hinten im Zimmer neben einigen Polizisten und zwei Spurensicherern stand und die Lachattacke mit einem bösen Gesichtsausdruck missbilligte. Dann schaute er kurz zu Tappeiner, die sich die Hand vor den Mund hielt, dann wieder auf Saltapepe, den er nur in Designerjeans, Designersneakers, Designerpullover und Designerlederjacke kannte. Nun steckte der Ispettore in dicken, silbernen Plastikboots, in einer viel zu weiten hellroten Skihose und einer gelben Jacke mit blauen Blitzen darauf. Seine sonst akkurat nach hinten geleckten Haare hingen ihm in Strähnen in die Stirn.

»Was kann ich dafür, wenn die in diesen Skiverleihläden null Auswahl und Geschmack haben!«, zischte der Ispettore.

Als er zur Seite trat und zum Bett zeigte, hörte Grauner schlagartig auf zu lachen.

Vor dem Bett lag ein toter Mann. Er trug abgewetzte Lederstiefel, dunkelblaue Jeans, einen grauen Pulli. Durchs Fenster, von dem aus die Dolomitengipfel und die Skipisten zu sehen waren, schien die Sonne auf das schneeweiße Gesicht. Der Mund stand offen, die Augen starrten ins Leere. Auf der Stirn klaffte eine Wunde.

Grauner beugte sich über den Mann. Musterte ihn. Mancher Tote wirkte erschrocken. Dieser hier nicht. Er wirkte vielmehr, als schliefe er nur. Lächelnd. Grauner war klar, dass der Gedanke irrsinnig war, aber der Tote schien zufrieden. Wissend. Siegesicher.

»Ein Schuss. Aus nächster Nähe. Der fiel um und war tot.« Max Weiherer, der Chef der Spurensicherung, stellte sich neben Grauner und zeigte auf den Ermordeten. »Gestorben ist der mit hoher Wahrscheinlichkeit jedoch nicht hier in diesem Raum. Null Schmauchspuren um ihn herum, überhaupt kein Blut im Zimmer.«

»Sieht nach Profiarbeit aus«, murmelte der Commissario.

Der Spurensicherer nickte. »Also ich sag mal so, den hat sicher keiner erschossen, der zum ersten Mal eine Pistole in der Hand gehalten hat.«

»Kaliber?«

»Gemach, gemacht. Lass meine Leute in Ruhe arbeiten, heute Abend bekommst du den Report.«

Grauner musterte das Zimmer. Das Bett war gemacht. Der Kleiderschrank an der Wand stand offen. Nichts darin. Er ging zur Badezimmertür. Weder auf der Badewanne noch auf dem Waschbecken stand etwas. Keine Zahnpasta, keine Zahnbürste. Überall Staub. Dieses Zimmer wirkte, als hätte es schon sehr lange niemand mehr benutzt.

»Wer ist dieser Mann?«, fragte er weiter.

Staatsanwalt Belli trat an ihn heran, er legte ihm die Hand auf die Schulter und ging ein paar Schritte mit ihm von den anderen weg. Grauner schaute etwas verwirrt, so kannte er den Staatsanwalt nicht. Belli flüsterte, der Commissario hatte ihn noch nie flüstern gehört. So klang seine sonst schrill krächzende Stimme recht angenehm, wie die eines Radiomoderators.

»Hier«, sagte Belli und fasste sich in die Jackettasche, zog etwas hervor, hielt es Grauner hin. Ein abgewetzter, verblichener Personalausweis in einer Plastiktüte.

Auf dem Foto wirkte der Tote sehr viel jünger, fast wie ein Teenager.

Klaus Höller, stand unter dem Foto.

Nato il / Geboren am: 14/3/1988

A / in: Brixen

Residente a / Wohnhaft in: Wolkenstein

Stato civile / Familienstand: ledig

Professione / Beruf...

Grauner fuhr sich übers Gesicht.

»Er ist ...«

Belli nickte.

»... einer von uns«, beendete der Staatsanwalt den Satz.

Professione / Beruf: Gemeindepolizist

Der Commissario rieb sich die Stirn. Dorfpolizist. Natürlich waren Dorfpolizisten keine richtigen Kollegen. Sie hatten keine Polizeilaufbahn hinter sich, sie waren nicht der Staatsanwaltschaft unterstellt, sie waren keine Poliziotti di Stato, sie waren Gemeindemitarbeiter, vom Bürgermeister und vom Gemeinderat eingestellt. Sie durften ihre Waffe nur im Dienst tragen, niemals mit nach Hause nehmen, sie durften den Verkehr regeln und, wenn es ihnen die Carabinieri erlaubten, Alkoholkontrollen vornehmen. Meistens aber wachten sie nur darüber, dass die Kinder mittags gut über die Straße kamen, und ermahnten unverbesserliche Dorfbewohner, nicht im Parkverbot zu stehen.

Viele Carabinieri und Poliziotti di Stato machten sich lustig über Dorf- und Stadtpolizisten, Grauner machte das nie. Dorfpolizist, das war das Letzte, was er sein wollte. Lieber noch Reiseleiter auf einem Kreuzfahrtschiff. Aber er respektierte sie. Er wurde stets in fremde Dörfer gerufen, wenn es einen Toten gab. Zu fremden Menschen. Der Dorfpolizist hatte es jeden Tag mit Freunden und Bekannten zu tun. Er musste Strafzettel an seine ehemaligen Mitschüler verteilen. Eine undankbare Aufgabe.